

Kramerius 5

Digitální knihovna

Podmínky využití

Knihovna poskytuje přístup k digitalizovaným dokumentům pouze pro nekomerční, vědecké, studijní účely a pouze pro osobní potřeby uživatelů. Část dokumentů digitální knihovny podléhá autorským právům. Využitím digitální knihovny a vygenerováním kopie části digitalizovaného dokumentu se uživatel zavazuje dodržovat tyto podmínky využití, které musí být součástí každé zhotovené kopie. Jakékoli další kopírování materiálu z digitální knihovny není možné bez případného písemného svolení knihovny.

Hlavní název: **Prager Presse**

Stránka: **II**

Die Masse verstimmt. Die ausgelassene Konfak-
 rutz: „Gib sie mir!“ Wila aber sprach dies zu noch
 größerm Juchzen auf. „Reiß laß die seit!“ Lehnt sie das
 Anerbieten der Witzhühner ab und heult ohne Pause,
 denn sie ist getöbnt, alles zu verlangen und sich nichts
 zu verlangen. „Makka tritt mit ihrem Kugel zurück
 zum erstenmal, seit sie auf der Welt ist, hat sie ein
 schönes Gesicht erhalten und das gönnt man ihr
 nicht, das erregt Aerger und Wollust. Ihre erste Freude
 ist verdorben. Sie fühlt undeutlich, daß das Leben
 eine Schöpfung ist und daß es nitragendes eine Kraft ab-
 gibt. Sie lehrt in die Welt zurück, legt die Erde in
 die Schärkel, duckt sich, zieht die Knie unter den
 Schenkel und schaut wieder mit ungeheuren hungigen Augen vor
 sich hin. In ihrem schädelgenährten Gesicht ist keine
 Spur einer Freude mehr. Sie denkt an den folgenden
 Karf, der ihr viel Geld gegeben hat, historisches
 ein Künzler, denkt an die Lederhosen, die er aus Prag
 mitzubringen pflegte, denkt daran, wie er stark und
 wie alles Gutes mit ihm zugrunde ging. Sie denkt an
 Annes im Tarn, an Helene mit dem zerfetzten Rocken,
 an das weinende Kind im Kisa Kißen, an die
 milde Mutter, an den betrunkenen Vater. Sie denkt
 an alles, was lebt und in manchen Augenblicken
 denkt sie ohne Freude auch an die Erde.

Direktor Wila kam am Nachmittag nicht in die
 Schule. Auch am Morgen brachte sie die Erzählerin
 nicht hin. Endlich am dritten Tag erschien sie. Die
 Korber, die Kautschuklöcher, nimmt ihre Schul-
 bücher ab und liest ihr aus dem Mantel. „Wo wartest
 du so lange?“ fragt das Müllehrerchen, ihre
 Freundin. „Ich war in Prag!“ antwortet sie aufzud-
 den. „Mama hat mir eine ganze Schaar solcher Enten
 gekauft, wie sie das Fräulein der Maslik ge-
 schenkt hat.“

Aus dem Tschechischen überseht von H. G.

Sabine.

von Richard Gerlach.

Da stehe ich nun auf derselben Bank im Ritzger-
 park wie damals.
 Wie war das doch? Ich war beschieden gewesen, so
 nichtern kann ich heute darüber berichten. Meine Ge-
 danken trübten und schwanden ins Blaue, ich er-
 zählte, erleselte, ich tauschte mir die schönsten Kravatten,
 kurz, ich war verrückt.
 Sabine konnte mit ihremolde Miene die tollsten
 Redereien beschreiben, ruppelte ganz ununterbrochen
 die Hüfte dabei. Sie war eigentlich eine Puppe.
 Aber hatte mich das eingeirrt? ... Sie war jebens
 falls eine entzückende Puppe.

Ich beoachte ihr, man könne mit siebzehn Jahren
 durcheinander gelebt und erwachsen sein, und es würde
 für sie nachgerade auch Zeit, wenn sie mich zum We-
 piel ansah ...
 Ich sprach hauptsächlich von der Zukunft, Gärtnere
 wollte ich werden, hatte eine besondere Vorliebe für
 Orakeln, in der warmen Luft des Frühlings die seltsamen
 Blüten pflegen, Blüten bunnt wie Tages-
 selne, aberkleinliche Gewächse, das würde vielleicht ein
 Beruf für mich. Der botanische Garten würde noch-
 schließlich Volontäre ausbilden, in drei bis vier Jah-
 ren könnte ich fertig sein, es war gar nicht so schlimm.
 Aber Sabine aufste nicht an den Ofen, sie kiffelte,
 ich sei ein Mondschaf, und es täme doch alles ganz
 anders.

Ich war beleidigt; es verging eigentlich kein Tag,
 wo einer von uns nicht beleidigt gewesen wäre. Wir
 konnten funderlang nebeneinander sitzen wie zwei
 Fremde, bitter und widerwollt, mit gehendertem Höf-
 lichkeit.
 Einmal hatten wir wieder verschiedene Meinungen
 gehabt, wir quälten uns, glaube ich, mit Eisenfug.
 So saßen wir hier auf unserer Bank, stehen die Köpfe
 hängen und starren ins Leere.
 Nach einer Weile ging ich nach ihrer Hand,
 und dann seierten wir Versöhnung mit Küßen und
 Ausgelassenheit.
 Des Morgens frühlich ich mich um fünf aus dem
 Hause durch die schlafende Stadt. Ich fuhrlich Reime
 in ein Heft, tödliche Verse. Wochenlang dächte ich
 für sie.
 Der Nachmittag war da, wo ich die das Heft über-
 reichten wollte. Die Nacht vorher hatte ich nicht ge-
 schlafen, hatte mich ausgekühlt, und es sein würde ...
 Ich mußte warten, eine halbe Stunde, gerade
 heute, ich war so ungebildet, denn hüßte sie daher.

keine Zeit, Arbeit, morgen, übermorgen, kändelte mit
 das Heft aus den Fingern, stürzte köhrend fort.
 Ich sah allein und grübelte, meine Hüße waren
 schwer, nun war ja alles erledigt.
 Am Halbunfel hummelte ich gedankenlos durch
 die Straßen. Plötzlich sah ich Sabine, sie war es, weit
 entfernt, aber ich erkannte ihre flinken Bewegungen,
 sie hüßte eine Freitreppel hinauf.
 Es war das einzige größere Hotel unseres Ortes,
 ich mußte, an Donnerstagabend im kleinen Saal
 die Kaufleute und Bandwerker. Mechanisch folgte ich
 ihr. Eine laute Gesellschaft sehr! und Lärme, nie-
 mand beachtete mich. Ich trat ins Dunkel.
 Sabine plauderte mit einem älteren Bädergefellen.
 Es war mir bekannt, das er kürzlich seine Messer-
 prüfung abgelegt hatte. Krummbein, etwas vorn-
 übergeneigt stand er da und zog die Wangen um eine
 Faltensack in lächerliche Falten. Er sprach lebhaft
 auf Sabine ein und versuchte auf ziemlich plumpe

Art zu sagen, die ihnen Gastsfreundschaft gewährten. So-
 moosbeachtene Federn hielten zwei Wände rings um
 die Bekannten, während das verdächtigste faule
 Mondlicht die Stimpfe auf den Nüchtern und die
 Biederlinde beleuchtete. In solchen Stunden pflegte
 Siboula vor ihrem Geliebten auf selbst am gratiose
 und die Sinne erregende Art zu tanzen. In der Ver-
 zückung der Heiß seine Trauer, vergaß, daß der
 ergrimmte Tyrann sie von seinen Kriegern suchen
 ließ und verfolgte.

Schließlich aber brach der Schredenstag heran, an
 dem der Wein der umgefallte. Und als Postionne
 sich überzeugte, daß keine Rettung möglich war,
 nahm er von seiner Geliebten Abschied und
 schickte sie zurück, denn er wollte nicht, daß sie den
 ihm drohenden fürchterlichen Tod erleide.
 Siboula verabschiedete sich von ihm mit tränens-
 ruder Augen. Allen der, besten Führung Postionne sie
 anerkannt hatte, berriet Siboula. Er fürhte sie
 auf einen Weg, auf dem sie bald in eine ihr völlig
 unbekannte und entsetzliche Gegend voller Gelsen
 und Vögeln gelangte. Die erschreckte Pilgerin erlannte
 die Wege nicht mehr und als sie vom Grauen
 geschüttelt inne hielt, schlug sie der Führer mit se-
 nen beiden Säbeln und zeigte sich ihr, seine menschi-
 che Gestalt verändernd, plötzlich als der, der er
 in Wirklichkeit war — als der Postionne mit langem
 Schwert, die sie fürchterlich auslacht und ihren un-
 mündlichen Geizung tanzte ...

Dann trat sie zu der versteinerten Prinzessin, ihrem
 Opfer, und entließ ihr mit gewaltiamer Hand das
 Tambourin Postions. Denn dieses Tambourin war
 die Ursache allen Übels. Es war mit der Haut eines
 Fuchses überzogen und Postionne hatte dies erkannt.
 Trennende Res, die zufällig die Gestalt eines Fuch-
 ses angenommen hatte, wurde erschlagen worden, und
 man hegte ihre Haut dazu benutzt, Tambourins zu
 überziehen. So wurde das Zauberverzagen wieder
 der Res zurückgegeben. Als die treue Siboula des
 unglückbringenden Tambourins herabst war, gelang
 es ihr wieder, den rechten Weg zu finden und der
 fremdliche, eben aufsteigende Mond schickte ihr
 auf dem Weg, der zu dem Kloster führte, das sie
 später wählte, um darin ihren Geliebten zu bewei-
 nen ...

Die Schiltpattweise kennt die Geschichte Siboulas
 und erzählt sie mir oft an langen Winterabenden
 mit leiser Stimme, wenn das Opium über der
 Lampe stößt und prasselt. Siboula war eine Japa-
 nerin aus einem edlen Geschlecht, die der held
 Postionne liebte. Postionne lebte vor vielen Jah-
 ren in Nippon. Er war der Bruder Prinz Victorians
 des Grausamen, der Postionne die Siegel über die
 feindlichen Stämme an Taira verbannte, weshalb
 diesen das Volk begeistert feierte. Das aber verdroß
 Victoriana und erweiterte in ihm so eine Eiferfüße,
 daß er seinen Bruder zum Tode verurteilte ließ.
 Postionne floß jedoch und irrte lange Zeit weit ent-
 fernt von den Säbiden, in der Einsamkeit der hohen
 letzten Berge umher, wo nur wilde Eber haufen.
 Diese Verbannung voller Anschläge und Gefahren
 schien ihm jedoch süß, denn die sanfte Siboula war
 ihm in die Einsamkeit gefolgt und teilte trübe alle
 Leiden und Entbehrungen mit ihm ...
 Lange hielten sie sich in den Wäldern Japans ver-

schirmt, die ihnen Gastsfreundschaft gewährten. So-
 moosbeachtene Federn hielten zwei Wände rings um
 die Bekannten, während das verdächtigste faule
 Mondlicht die Stimpfe auf den Nüchtern und die
 Biederlinde beleuchtete. In solchen Stunden pflegte
 Siboula vor ihrem Geliebten auf selbst am gratiose
 und die Sinne erregende Art zu tanzen. In der Ver-
 zückung der Heiß seine Trauer, vergaß, daß der
 ergrimmte Tyrann sie von seinen Kriegern suchen
 ließ und verfolgte.

Schließlich aber brach der Schredenstag heran, an
 dem der Wein der umgefallte. Und als Postionne
 sich überzeugte, daß keine Rettung möglich war,
 nahm er von seiner Geliebten Abschied und
 schickte sie zurück, denn er wollte nicht, daß sie den
 ihm drohenden fürchterlichen Tod erleide.
 Siboula verabschiedete sich von ihm mit tränens-
 ruder Augen. Allen der, besten Führung Postionne sie
 anerkannt hatte, berriet Siboula. Er fürhte sie
 auf einen Weg, auf dem sie bald in eine ihr völlig
 unbekannte und entsetzliche Gegend voller Gelsen
 und Vögeln gelangte. Die erschreckte Pilgerin erlannte
 die Wege nicht mehr und als sie vom Grauen
 geschüttelt inne hielt, schlug sie der Führer mit se-
 nen beiden Säbeln und zeigte sich ihr, seine menschi-
 che Gestalt verändernd, plötzlich als der, der er
 in Wirklichkeit war — als der Postionne mit langem
 Schwert, die sie fürchterlich auslacht und ihren un-
 mündlichen Geizung tanzte ...

Dann trat sie zu der versteinerten Prinzessin, ihrem
 Opfer, und entließ ihr mit gewaltiamer Hand das
 Tambourin Postions. Denn dieses Tambourin war
 die Ursache allen Übels. Es war mit der Haut eines
 Fuchses überzogen und Postionne hatte dies erkannt.
 Trennende Res, die zufällig die Gestalt eines Fuch-
 ses angenommen hatte, wurde erschlagen worden, und
 man hegte ihre Haut dazu benutzt, Tambourins zu
 überziehen. So wurde das Zauberverzagen wieder
 der Res zurückgegeben. Als die treue Siboula des
 unglückbringenden Tambourins herabst war, gelang
 es ihr wieder, den rechten Weg zu finden und der
 fremdliche, eben aufsteigende Mond schickte ihr
 auf dem Weg, der zu dem Kloster führte, das sie
 später wählte, um darin ihren Geliebten zu bewei-
 nen ...

Die Schiltpattweise kennt die Geschichte Siboulas
 und erzählt sie mir oft an langen Winterabenden
 mit leiser Stimme, wenn das Opium über der
 Lampe stößt und prasselt. Siboula war eine Japa-
 nerin aus einem edlen Geschlecht, die der held
 Postionne liebte. Postionne lebte vor vielen Jah-
 ren in Nippon. Er war der Bruder Prinz Victorians
 des Grausamen, der Postionne die Siegel über die
 feindlichen Stämme an Taira verbannte, weshalb
 diesen das Volk begeistert feierte. Das aber verdroß
 Victoriana und erweiterte in ihm so eine Eiferfüße,
 daß er seinen Bruder zum Tode verurteilte ließ.
 Postionne floß jedoch und irrte lange Zeit weit ent-
 fernt von den Säbiden, in der Einsamkeit der hohen
 letzten Berge umher, wo nur wilde Eber haufen.
 Diese Verbannung voller Anschläge und Gefahren
 schien ihm jedoch süß, denn die sanfte Siboula war
 ihm in die Einsamkeit gefolgt und teilte trübe alle
 Leiden und Entbehrungen mit ihm ...
 Lange hielten sie sich in den Wäldern Japans ver-

Weise, ihre Hand zu freispielen. Erst drehte und wendete
 sie sich, dann hatte er sie ergriffen, sie tangten.
 Es war genau, ich muß mich fort.
 Schon hatte ich einige Schritte auf der Straße
 getan, da wurde ich plötzlich am Nacken gefaßt.
 Sabine war mir nachgefolgt.
 „Wie kommt du hierher? Ich mußte heute mit
 Anton gehen, Mutter wurde böse, als ich nicht wollte.“
 „Gib mir“, sagte ich.

Ein Jahr darauf heiratete Sabine den Badermei-
 ster. Sie haben nun schon ein großes Madel und drei
 pauschliche Küben, und wenn ich an ihrem Schaus-
 fenster vorbeigehe, grüße ich in den Laden hinein. Sie
 ist eine mollige kleine Geschäftsrau geworden, immer
 freundlich, immer hüchtig bei der Arbeit, sie nicht mir
 feiter zu und böhnd dem ichnel einen Kunden.
 Heute sage ich das erste Mal wieder auf unserer
 Bank. Durch einen Zufall bin ich hierher geraten. Ich
 habe wirklich nicht mehr daran gedacht. Wie hoch al-
 les verlaßt, was wir erlebten ...

Die Pseifen.
von Claude Farrère.

In meinem Rauchzimmer habe ich fünf Pseifen.
 Diese Zahl habe ich deshalb gewählt, weil China,
 die Quelle des Opiums und aller Weisheit, fünf
 grundlegende Tugenden anerkennt.
 Die erste meiner Pseifen besteht aus braunem
 Schiltpatt mit einem Kopf aus schwarzem Porzellan
 und ihre beiden Enden sind aus höchtem Schiltpatt
 angefertigt.
 Sie ist alt und kostbar.
 Das Pseifenrohr ist stark und die Zeichnung des
 Schiltpatts macht es durchsichtig. Der Griff von
 Bernsteinfarbe, den die Finger beim Rauchen fest-
 halten, ist kunstvoll gearbeitet und stellt einen klei-
 nen Fuchs dar. Der Kopf der Pseife ist ledersüß und
 mit einer silbernen Kralle an das Pseifenrohr be-
 festigt. Innen in der Pseife sind Reste der Opium-
 schilpe übriggeblieben, bittere kleine Teilchen, reich an
 Morphium, und haben schwarze Angeln in ihr
 gebildet. In diesen befindet sich die verarbeitete
 Seele der ausgemachten Pseifen, die Seele früherer
 Kämpfe. Und das Schiltpatt selbst, das bereits
 vollständig von Opium durchtränkt und gesättigt ist,
 birgt in seinen Poren Spuren vergangener Zeiten.
 Erinnerungen an in Japan verlebte Jahre. Meine
 erste Pseife stammt nämlich aus Mou-Tiou, der
 japanischen Schiltpatzeninsel. Und hiße ich in den
 fernen Spiegel des Pseifenrohrs, ich mir, als
 spiegelte sich darin das ganze, ganze Japan — —
 Der Fuchs, der auf dem Griff der Pseife dargestellt
 ist, ist nicht nur ein geschiedlicher Fuchs; er stellt die
 furchtvolle See Kistonne, die sich nach Weichen vor-
 wärts bewegen kann. Wenn ich des Morgens meine Schiltpatt-
 weise zur Hand nehme, verzeuge ich niemals, mich
 zu überzeugen, ob mein Fuchs nicht in der Tat heim-
 lich seine Gestalt verändert hat. Und wenn dem ein-
 mal so wäre, würde mich der Schreden daran
 leicht gar nicht überreden. Das Fuchs auf meiner
 Pseife ist sicherlich ein in allen Bandwürmern be-
 wunderbares Wundertier, da der Pfeifer — übrigens
 ein Künzler — ihn zum Modell wählte. Natürlich,
 daß er gerade jene Kistonne wählte, die einst den Hel-
 den Siboula in die Berge von Posti geführt hat.

Die Schiltpattweise kennt die Geschichte Siboulas
 und erzählt sie mir oft an langen Winterabenden
 mit leiser Stimme, wenn das Opium über der
 Lampe stößt und prasselt. Siboula war eine Japa-
 nerin aus einem edlen Geschlecht, die der held
 Postionne liebte. Postionne lebte vor vielen Jah-
 ren in Nippon. Er war der Bruder Prinz Victorians
 des Grausamen, der Postionne die Siegel über die
 feindlichen Stämme an Taira verbannte, weshalb
 diesen das Volk begeistert feierte. Das aber verdroß
 Victoriana und erweiterte in ihm so eine Eiferfüße,
 daß er seinen Bruder zum Tode verurteilte ließ.
 Postionne floß jedoch und irrte lange Zeit weit ent-
 fernt von den Säbiden, in der Einsamkeit der hohen
 letzten Berge umher, wo nur wilde Eber haufen.
 Diese Verbannung voller Anschläge und Gefahren
 schien ihm jedoch süß, denn die sanfte Siboula war
 ihm in die Einsamkeit gefolgt und teilte trübe alle
 Leiden und Entbehrungen mit ihm ...
 Lange hielten sie sich in den Wäldern Japans ver-

schirmt, die ihnen Gastsfreundschaft gewährten. So-
 moosbeachtene Federn hielten zwei Wände rings um
 die Bekannten, während das verdächtigste faule
 Mondlicht die Stimpfe auf den Nüchtern und die
 Biederlinde beleuchtete. In solchen Stunden pflegte
 Siboula vor ihrem Geliebten auf selbst am gratiose
 und die Sinne erregende Art zu tanzen. In der Ver-
 zückung der Heiß seine Trauer, vergaß, daß der
 ergrimmte Tyrann sie von seinen Kriegern suchen
 ließ und verfolgte.

Schließlich aber brach der Schredenstag heran, an
 dem der Wein der umgefallte. Und als Postionne
 sich überzeugte, daß keine Rettung möglich war,
 nahm er von seiner Geliebten Abschied und
 schickte sie zurück, denn er wollte nicht, daß sie den
 ihm drohenden fürchterlichen Tod erleide.
 Siboula verabschiedete sich von ihm mit tränens-
 ruder Augen. Allen der, besten Führung Postionne sie
 anerkannt hatte, berriet Siboula. Er fürhte sie
 auf einen Weg, auf dem sie bald in eine ihr völlig
 unbekannte und entsetzliche Gegend voller Gelsen
 und Vögeln gelangte. Die erschreckte Pilgerin erlannte
 die Wege nicht mehr und als sie vom Grauen
 geschüttelt inne hielt, schlug sie der Führer mit se-
 nen beiden Säbeln und zeigte sich ihr, seine menschi-
 che Gestalt verändernd, plötzlich als der, der er
 in Wirklichkeit war — als der Postionne mit langem
 Schwert, die sie fürchterlich auslacht und ihren un-
 mündlichen Geizung tanzte ...

Dann trat sie zu der versteinerten Prinzessin, ihrem
 Opfer, und entließ ihr mit gewaltiamer Hand das
 Tambourin Postions. Denn dieses Tambourin war
 die Ursache allen Übels. Es war mit der Haut eines
 Fuchses überzogen und Postionne hatte dies erkannt.
 Trennende Res, die zufällig die Gestalt eines Fuch-
 ses angenommen hatte, wurde erschlagen worden, und
 man hegte ihre Haut dazu benutzt, Tambourins zu
 überziehen. So wurde das Zauberverzagen wieder
 der Res zurückgegeben. Als die treue Siboula des
 unglückbringenden Tambourins herabst war, gelang
 es ihr wieder, den rechten Weg zu finden und der
 fremdliche, eben aufsteigende Mond schickte ihr
 auf dem Weg, der zu dem Kloster führte, das sie
 später wählte, um darin ihren Geliebten zu bewei-
 nen ...

Die Schiltpattweise kennt die Geschichte Siboulas
 und erzählt sie mir oft an langen Winterabenden
 mit leiser Stimme, wenn das Opium über der
 Lampe stößt und prasselt. Siboula war eine Japa-
 nerin aus einem edlen Geschlecht, die der held
 Postionne liebte. Postionne lebte vor vielen Jah-
 ren in Nippon. Er war der Bruder Prinz Victorians
 des Grausamen, der Postionne die Siegel über die
 feindlichen Stämme an Taira verbannte, weshalb
 diesen das Volk begeistert feierte. Das aber verdroß
 Victoriana und erweiterte in ihm so eine Eiferfüße,
 daß er seinen Bruder zum Tode verurteilte ließ.
 Postionne floß jedoch und irrte lange Zeit weit ent-
 fernt von den Säbiden, in der Einsamkeit der hohen
 letzten Berge umher, wo nur wilde Eber haufen.
 Diese Verbannung voller Anschläge und Gefahren
 schien ihm jedoch süß, denn die sanfte Siboula war
 ihm in die Einsamkeit gefolgt und teilte trübe alle
 Leiden und Entbehrungen mit ihm ...
 Lange hielten sie sich in den Wäldern Japans ver-

schirmt, die ihnen Gastsfreundschaft gewährten. So-
 moosbeachtene Federn hielten zwei Wände rings um
 die Bekannten, während das verdächtigste faule
 Mondlicht die Stimpfe auf den Nüchtern und die
 Biederlinde beleuchtete. In solchen Stunden pflegte
 Siboula vor ihrem Geliebten auf selbst am gratiose
 und die Sinne erregende Art zu tanzen. In der Ver-
 zückung der Heiß seine Trauer, vergaß, daß der
 ergrimmte Tyrann sie von seinen Kriegern suchen
 ließ und verfolgte.

breffert. Mein durch den Einfluß des Opiums
 wurde sie allmählich gelb und später dunkelbraun, so
 daß sie heute der Haut der Bewohner des Ostens
 gleicht, die Opium rauchen. So begannen einander
 in der Seele dieser Pseife zwei miteinander zu
 ballastierende Maffen.
 Die Pseife aus Eisenstein gannst mir gelblich,
 voll das Bild ganz Mians vor: Das fragbare In-
 dien, das sich vom Ganges bis zum Mekam erstreckt
 Tibet, mit seinen Schneeverstecken
 die Mongolen, voll ferumtschender Wölfer ... und
 schließlich das heilige Kaiserliche und philosophische
 China mit seinen ungezählten Einwohnern ...

Meine Pseife ist sehr alt. Ich weiß, daß sie ge-
 rend eine Königin aus dem Westen, aus Perlien
 der Tazaree oder Saphiren an einem denkwürdigen
 Tag dem Kaiser von China schenkte, den sie besuchte
 Seit dieser Zeit sind dreißig Jahrhunderte verlos-
 sen. Ich habe den Namen seines Kaisers und aus
 der Königin gekannt. Das Opium hat sie jedes
 aus meinem Gedächtnis getilgt, aber ich erinnere
 mich ganz deutlich an folgende Geschiehte. Sie schil-
 dert, wie zwei mächtige, vornehmige Fürsten ihr gan-
 zes Reich durcheinander, um einander an der
 Grenze zu begegnen und das Verprechen der Ein-
 tracht zu geben, ein Verprechen, dem nur allzu-
 bald die Erkenntnis folgte, daß sie einander liebten. Drei-
 ßigmal hundert Jahre ... ich mir, Eisensteinpseife
 wie oft während dieser Zeit haben dich königlich-
 Günde an die Lippen geküßt? Wieviele in ells
 Erde geklebte Madchen haben in deinem Akt
 ihre Trauer und ihre Sorgen zu vergessen gesucht,
 die das heilige Kaiserreich Hoang-Ti immer häu-
 rig und häcker bedrängten? Und wenn dich jetzt unglück-
 dar und verhängt ausstieft, ist dies die Trauer,
 die dich erfüllt, die Trauer über das Schwinden die-
 ser glorreichen Raubuntere, die verloschen sind um
 unserm schwarzen Jahrbundert Platz zu machen? ...

... Ich weiß nicht, was meine vierte Pseife
 besteht. Sie hat einen weißen Kopf, und der ist
 geföhren, weil er zu viel aus ihr geracht hat.
 Es ist eine tobirrende Weife. Sie ist ganz von
 Opium durchtränkt, das all ihre Poren und Röhren
 ausfüllt. ... Wie zwischen den grünen Blättern eine
 Schlangelauern in ihrem schwarzen Pseifenrohr
 zehnerlei verschiedene Gerte. Morphem, Steien
 Narcolotin, Nikotin — und wer weiß was noch ...
 Mein Vater raucht, weil er zuviel aus ihr raucht.
 Wenn das Opium aus ihrem Köpfchen verdammt
 hinterläßt es in ihr einen geheimnisvollen und tod-
 bringenden ...

Es ist wirklich eine traugreiche und düstere Pseife.
 Sie ist vollkommen schwarz, und nur eine Verzi-
 rung aus getriebnem Gold, die sie schmückt, glänzt
 ab und zu wie Kränen in einem Trauerstundent.
 Ich würde es gar nicht, diese Pseife an die Lippen
 zu bräuen ... Ich jetzt habe ich nicht aus ihr ge-
 raucht. Ich ich schau sie oft an, betrachte sie vor
 allen Seiten, wie man in ein offenes Grab schaut ...
 mit Schmach und Grauen anseht ...
 Mein Vater raucht, weil er aus dieser Pseife zu
 viel raucht. ... Mein Vater, den ich so sehr liebte,
 quälten dem Leben, tiefen elenden, wertlosen Le-
 ben und dem Tode voller Ruhe, der uns in ihm
 schließliche Träume einbrachte, wählte er den Tod. Und
 ich werde dasselbe tun, bis meine Stunde schlägt
 wird ...

Dann werde ich ebendertig die schwarze, mit Gold
 verzierte Pseife erfassen und wenn ich sie an die Lip-
 pen führen werde, wird mir sein, als küßten mich
 die bereits längst erbliebenen Lippen meines gelieb-
 ten Vaters ...

Alles ist nun vorbereitet. Die Lampe brennt, die
 Matten sind bereits vorbereitet und der grüne Tee
 dampft in den hellenlösen Tassen — — — — —
 Ich jetzt nehme ich meine fünfte Pseife in die Hand. Es
 ist weder so alt, noch so kostbar. Es ist ein ein-
 einfaches, braunes Bambusrohr mit einem Kopf aus
 schwarzem Ton. Ich halte sie an dem Bambus-
 griff.

Sie ist weder mit Gold verziert, noch aus Eisen
 oder Eisenstein. Sie hat nicht jene furchterlichen
 Eigenschaften, die in mir Erinnerungen an fern-
 landschaften oder längst verloschene gloriose Re-
 gen hervorbringen ...

Dennoch aber gebe ich ihr den Vorzug vor allen
 andern. Es ist die Pseife, aus der ich täglich rauche.
 Sie andern find mir dazu zu heilig. Sie ist es, die
 mich allabendlich mit einem gelichem Rauch erfüllt
 und mir die strahlenden Blüten eines unendlichen
 Glühens öffnet, die mich aus diesem elenden Leben
 in höhere Sphären verweist, die nur Opiumrauch
 bekant find ... in die Sphären, die den Raum
 Riem, dem Kaiser der Sonne, dem Westen Raum
 Ken und jenem unbekanntem Gott bewohnt werden
 der zum erstenmal raucht.

Aus dem Französischen von Gertr. Kleinert.

Die Entwicklung.
von Robert Walser.

Welche war es, die sich mich
 von so schwacher Seite zeigte?
 Während sie ihr Köpfchen neigte,
 hob ich meinen vollen Bier,
 derat, daß mich ein Kollege,
 der mich freiste auf dem Wege,
 und um das Verhältnis wiffen tat,
 das nach ihm ich mit den Füßen trat,
 Eckurte titulerte!

War's die Schwärze oder Wunde,
 die mit ihrer Geleutenunde
 nachlich mir zu schaffen gab?
 Ich nicht gern die Mädchen hasst,
 die mit Wiene, mit Gefährden
 mir im Leben läßt werden.
 Eine gibt's, die nicht erlaubt
 daß man ihr den Einfluß raubt.
 Sie ist es, die triumphierte!

*) Schiltpatt, **) Wäldern, ***) ausgebreitet.

*) Kreuze, *) Schach, *) Tempelherberge, *) Heilig-
 tum, *) Leuten, *) vielleicht, *) erinnern. h. h.